

ein sofortiger Vorschlag eines allgemeinen demokratischen Friedens an alle kriegsführenden Länder verlangt wurde. Dieser Beschluß wurde in einer Nachsitzung gefaßt, in der nur etwa die Hälfte aller Mitglieder anwesend war. Am Morgen wurde dann in einer Vollversammlung ein neuer Beschluß gefaßt, der diese Forderung nicht mehr enthält, sondern nur die Abschaffung der Todesstrafe an der Front und die Befriedigung der Forderungen Finnlands und der Ukraine verlangt.

Für und wider Kerenskij.

Aus Stockholm wird berichtet: Nach Petersburger Blättern gleichen die Vorgänge am letzten Dienstag und Mittwoch in Wiborg (Finnland) einem Statbad. Es wurden auf den Straßen, in den Wohnungen und Hotels förmliche Treibjagden auf Offiziere veranstaltet. 4 Obersten und 22 andere hohe Offiziere wurden ermordet.

Die Generalversammlung der demokratischen Organisation in Helsingfors hat, wie die Petersburger Telegraphenagentur meldet, den Offizieren der Armee und Flotte Finnlands vorgeschlagen, das Verprechen der Treue gegen die vorläufige Regierung zu unterzeichnen. Das revolutionäre Komitee in Helsingfors veröffentlichte einen Aufruf, der die Haltung der Flottenbesatzungen streng tadelt. — In Finnland wächst die Zahl der Gegner Kerenskij. Aber auch in Rußland werden immer häufiger feindliche Stimmen laut. Dem „Dien“ zufolge ist die Forderung „Friede ohne Annexionen und Kriegsschuldabgaben“ in Petersburg nicht mehr unzulässig. Häufiger hört man jetzt: „Krieg für die Hüfen der englischen Kapitalisten!“ Sogar die wildesten Verleumdungen gegen Kerenskij, der sich an das englische Kapital verkauft haben soll, werden laut.

Unter den Kanonen Gibraltars.

Von der Mittelmeerfahrt eines deutschen U-Bootes berichtet die nachfolgende Schilderung unseres Mitarbeiter O. Kautlitz.

„473“ hatte Befehl, den österreichischen Kameraden in der Unterbindung der feindlichen Kohlen-, Munitions- und Truppentransporte nach Italien, Malta und Saloniki zu unterstützen. Dabei mußte natürlich die Straße von Gibraltars passiert werden. Die Fahrt durch die von Spaniern und Engländern und französischen Kriegsschiffen aller Art und Größe wimmelnde Meerenge war also sehr gefährlich, weil diese für alle englischen Seefahrten förmlich mit Geschützen überhäuft ist. Wohl befanden sich im Mittelmeer schon deutsche U-Boote, aber nicht so große, schnelle und stark armierte als dieser neueste Typ.

Auf dem Wege nach Gibraltars gab es noch einen kleinen Zwischenfall. Es wurde bei Kap St. Vincent der 3548 Tonnen große portugiesische Handelsdampfer „Venteze“ gesichtet. Er war mit einer Ladung Südkrüden nach Liverpool unterwegs. Da er sich im Sperrgebiet befand und auch bewaffnet war, ging ihm unser Kommandant sofort zur Seite an den Krügen. Mit wenigen Worten besprach er sich mit dem Artillerieoffizier. Bum! Krums! Da flog auch schon das Häuschen mit der drahtlosen Telegraphie des Portugiesen in Splitter. Hilferufe konnte er nicht mehr abhören. Dann kamen die Kommandobrücke und der Schornstein an die Reihe. Alles ging blitzschnell! Mit erstaunlicher Sicherheit saßen die Granaten. Auch der Portugiese schoss. Aber wie! — Erdmitleid! Daß er schossen die Seele aber um so wilder drauf los.

Hinterher bekam der „Venteze“ sechs Volltreffer unter der Wasserlinie und begann sofort unter heftiger Bord-Schlagseite zu sinken, und zwar mit dem Hinterende zuerst. Die Mannschaft floh in die Boote und mußte an „U 473“ herantommen. Der Kapitän — ein Engländer — sein erster Offizier und Obermaschinist, welche Franzosen waren, wurden gefangen genommen. Die Mannschaft durfte der Küste zusehen. Es war eine in Lumber gefüllte Besatzung. — Die Leute waren fortwährend auf der Jagd am eigenen Leibe. — — — Noch vor Gibraltars wurde das heimkehrende „U 389“ getroffen und ihm die drei Gefangenen mitgegeben. Wir waren froh, die drei Gefangenen los zu sein.

In der darauf folgenden Nacht erreichten wir bei unsichtbarem Wetter die Meerenge. Außerste Vorsicht mußte angewendet werden. Gefahren aller Art drohten, wie gelost, ringsum. Für alle Fälle war daher auch die Freiwache gewirrt (geweckt) worden, was der Kommandant jetzt nur ungern tat; aber es war nötig. Gerade als die ersten schwachen Lichter der Morgendämmerung über das Wasser leuchteten, kam feilich hinter uns von Westen her ein großer Dampfer in Sicht. Er fuhr mit aller Kraft. Sofort ertönte bei uns die Alarmglocke. „Lauten! Bier Meter!“ Noch waren nicht ganz zwei Minuten verstrichen, da befand sich auch schon das Boot in befehl-

mäßiger Tiefe. — „Schrohr ausfahren! Nur eben über Wasser!“ Schrupp, da stieg es etwa 30 Zentimeter über dem Wasser empor. „Küstung! Torpedos! Beide Rohre laden!“ Zweimal ein heller metallischer Klang. Er rührte vom Zuschlagen der Kanonrohre her, in welchen die Torpedos soeben verschwendet waren.

Der gewaltige Stahlriesen kam schnell näher. Er war stark bewaffnet und hatte zwei Schornsteine. Aus den verschiedenen Deckaufbauten war ersichtlich, daß wir es mit einem Viehtransporter zu tun hatten. Noch während der Kommandant das verheerungsvolle Schiff beobachtete, hatte der am zweiten Schrohr stehende Oberleutnant rückwärts, in westlicher Ferne, noch einen zweiten, anscheinend noch größeren Dampfer entdeckt. Der aber kam ganz langsam und vorsichtig im Morgengrauen heran. Er hatte ebenfalls zwei Schornsteine. Der Oberleutnant machte sofort Meldung. Der Kommandant nickte nur und sagte: „Gut! Alfo Nummer 2. Aber erst Nummer 1 erledigen.“

Die neue Kriegsanleihe muß erfolgreich sein — sonst ermüden wir England weiterzukämpfen! — Sie kann erfolgreich sein — denn es ist Geld genug im Lande! — Und sie wird erfolgreich sein — wenn jeder handelt, als ob von ihm allein alles abhinge!

Jetzt folgte schnell ein zweites Kommando dem andern. Der Steuerer hatte wahrhaftig nichts zu lachen. Er kniff die Lippen zusammen und seine schärften, großen, hellblauen, ostfriesischen Augen flogen zwischen dem Kommandanten und dem Kompos hin und her. Er wußte genau, daß jetzt viel von ihm abhing. Eine halbe Maßpeiche mehr, als nötig, und der ganze Erfolg konnte in Frage gestellt werden. Er kannte jede Fingerbewegung der rechten Hand seines Kapitäns haarscharf, vor dessen Leichtigkeit und Leutlichkeit sowohl er als auch die gesamte übrige Mannschaft, eine unbegrenzte, hingebende Hochachtung hatten. Im allerletzten Augenblick, bevor der Feuerbefehl kam, war eine jede derartige Fingerbewegung für ihn ein ganz bestimmter Befehl. —

Jetzt bog der Kommandant die ganze Hand steil aufwärts. — „Jawohl, Herr Kapitän!“ Doltermann wußte, daß der Kommandant jetzt das feindliche Schiff im Fadenkreuz des Visierkopfs hatte, und lächelte triumphierend; denn schon rief dieser: „Achtung! Torpedos!“ Zwei Sekunden später dann: „Los! Backbord!“ Und fünf Sekunden darauf: „Los! Steuerbord! Schrohr runter!“ Er hatte kaum den Mund geschlossen, da waren die Befehle auch schon ausgeführt. —

Beide vor Erwartung und mit großen starren Augen stand der Kapitän mit der Uhr in der Hand und zählte laut die Sekunden. Als er achtundzwanzig sagte, grüllte es „Bum“ herüber. Gleich darauf nochmal derselbe Ton. — „Der hat genug!“ rief er dem Leutnant zu. „Zeit Nummer 2! Wo ist der Kahn? Westnordwest? Oh! Kann ihn nicht finden. Aha! Da! Da! Da!“ Sofort bekam der Steuerer den nötigen Kurs. „Beide Rohre laden!“ Inzwischen erdienten von dem torpedierten unbekannt, allem Anschein nach aber amerikanischen Dampfer, wildes Geföhre und Brüllen von Pferden und Kindern herüber. „Fette Fissen für Reptuns Hof- und Leibgarde, für die Daise!“ sagte der stets wichtige Oberleutnant. „Die schönen armen Pferde“, entgegnete der Kommandant.

Plötzlich war von dem zweiten Dampfer nichts mehr zu sehen. Er war in den Schwaden des Morgenebels verschwunden. — Das war ärgerlich; denn uns war alles daran gelegen, den feindlichen Dampfer zu packen, bevor er vielleicht nach der von Geschützen harrenden Gibraltar-Küste entwichte oder ihm von dort her Hilfe kam. Inzwischen trieb die letzte Morgenbrücke die Nebelschwaden hin und her. Nach geraumer Zeit erschien plötzlich heimlich dicht vor uns der mächtige hellgraue Rumpf eines Dampfers. Es war der Gefüchte. — Fast hätte man zehn gegen eins wetten können, daß wir von ihm gerammt würden. — „Donnerwetter! Sehn Meter tauchen! Alle Wutlants auf! Mit äußerster Kraft voraus!“ befahl der Kommandant mit eiserner Ruhe, trotzdem die Sache sehr unzulässig ausfiel. — Gleich darauf erfolgte ein leichter Stoß und darauf wieder ein schurrendes Geräusch. Dann blieb glücklicherweise aber alles still. „Gott sei Dank!“ sagte der Kommandant, und sah den Oberleutnant bedeutungsvoll an. Der verstand, und nickte nur. Hier hatte der Lenker der Schiffe geholfen. Das war klar. — „Auf drei Meter auftauchen! Schrohr heraus!“

Es ergab sich, daß der feindliche Dampfer ostwärts vorgebrungen war. Wir waren unter ihm durchgefahren und von seinem Kiel leicht gestreift worden. Nun ging es mit Vollkraft hinter ihm her. Man konnte genau beobachten, wie dort auf der Kommandobrücke scharf nach vorne ausgesehen wurde. Nach rückwärts sah kein Mensch. Um so besser. — Wir holten ihn in einem großen Bogen auf der Steuerbordseite ein, und bevor er uns entdeckt hatte, rasten auch schon zwei Torpedos in geringen Zwischenräumen auf den Stahlkopf zu. Er war mindestens 12000—14000 Tonnen groß. Es war allerdings auch die allerhöchste Zeit, daß wir zum Schuß kamen. Von der Küste von Gibraltar kamen nämlich nicht weniger als fünf Zerstörer und Torpedoboote herangepreist. Entweder hatte der Viehtransporter — und das war mehr als wahrscheinlich — drahtlose Hilferufe abgesandt, oder man hatte die Detonationen vernommen. Jedenfalls waren die feindlichen Streitkräfte uns verborgen im Nebel, auch viel näher gewesen, als wir ahnten.

„Auf 30 Meter!“ rief der Kommandant. Im gleichen Augenblick und in rascher Aufeinanderfolge krüllten von dem torpedierten Dampfer fürchterliche Detonationen über das Wasser hin. Das war die Munition. Ein paar mal waren in unserer größten Nähe eigenartige Geräusche zu vernehmen. Sie spiegelten auf dem Gesicht des Kapitänleutnants nicht gerade Sorglosigkeit wider, eher das Gegenteil. Er wußte nämlich sehr gut, daß sie von schweren Eisenteilen des torpedierten Schiffes herrührten, welche durch die Explosion in die Luft geschleudert waren und jetzt ins Meer zurückfielen. Sie hätten uns leicht treffen und schweres Unglück anrichten können. Es ging aber alles gut.

Erst am Nachmittag desselben Tages erfuhren wir von dem gefangenen Kapitän eines englischen, von Amerika mit Getreide kommenden Dampfers, daß es sich im letzten Falle um einen Truppentransporter gehandelt habe, der weit über 800 Mann mit in die Tiefe genommen hätte. Der Getreidedampfer hatte nämlich in Gibraltar Kohlen eingenommen und dort von der Torpedierung geholt. Gegen Abend trafen wir noch ein Fischereifahrzeug, dem der Kommandant fast den ganzen Fang der bewundernswürdigen abkaufte. Seine Mannschaft sollte heute etwas Extrafisches zum Abendbrot haben. Außerdem bewährte er ihnen einen Brog. — Sie hätten es auch reichlich verdient, diese bedeutungsvollen Männer.

Das verschwundene Testament.

Roman von Erich Ebenstein.

26] (Nachdruck verboten.)

Doonnie, die erschrocken hinzuckte, sah, wie sich der Reiter, ein eleganter junger Mann, noch einmal rückwärts umlah, dann aber unbekümmert weiter ritt.

Der Alte war mehr vor Schreck und Born betäubt, als ernstlich verletzt, obwohl er sich nur mühsam mit Doonnies Hilfe aufrichten konnte.

Ein Hufschlag hatte ihn an der Schulter getroffen, ein zweiter an der Hand, die heftig blutete.

„Der Tiende!“ flammte er. „Mich einfach niederzureiten wie einen Hund! Aber das sollen sie mir bezahlen in Fischhöl! Gleich morgen gehe ich hinüber zur Baronin.“ — „Kennen Sie den Herrn?“

„Ja, es ist ein Neffe der Baronin, der jetzt dort zu Gast ist. Ein Franzose.“

„Der Mann, den Edine betreten will“, dachte Doonnie bestürzt. „Der also ist — ein so roher Menich?“

Schweigend verband sie die Hand des Alten mit ihrem Taschentuch und fragte, wo er wohne, damit sie ihn begleiten könne.

Sie erfuhr, daß sein Häuschen ziemlich entfernt in der Nähe eines kleinen Weilers liege und daß der Alte eben im Begriff gewesen sei, sich Nistensprossen aus dem Walde zu haken, die er gegen sein Geschleiden gebrauchen wollte. Ferner, daß er Thomas Berner heiße, das Häuschen von seinen Erparnissen gekauft habe und allmonatlich von Fischon eine kleine Pension bestehe.

Doonnies freundliche Teilnahme hatte den sonst offenbar mürrischen Alten mittelmäßig gemacht.

„Thomas Berner heißen Sie?“ fragte sie jetzt überrascht, denn sie hatte diesen Namen öfter von der Gräfin gehört. „Aber dann sind Sie wohl der ehemalige Kammerdiener des verstorbenen Grafen Luttra?“

„Ja. Wer hat Ihnen denn das erzählt, Fräulein, und wer sind Sie?“ antwortete der Alte misstrauisch.

„Die Gräfin auf Rotholzen sprach davon. Ich bin ihre Gesellschaftlerin.“

Das Gesicht des Alten verdüsterte sich plötzlich und nahm nun wieder seinen natürlichen, halb mürrischen, halb scheuen Ausdruck an.

„So, so.“ Er ruffte seinen Stod vom Boden auf und stützte sich darauf. „Ich danke Ihnen, Fräulein. Sie brauchen mich nicht zu führen. Es ist nicht weit bis zu meinem Häuschen. Ich werde schon allein hinkommen.“

„Es wird nicht gehen. Ihre Beine sind noch schwach vom Schrecken.“

„Es muß gehen!“ Er versuchte ein paar Schritte zu humpeln, taumelte und wäre gefallen, wenn Doonnie nicht rasch zugegriffen hätte. Sie zog seinen Arm in den ihren und sagte, ohne die Veränderung, die in seinem Weien vor sich gegangen war, wahrbar zu beachten: „Sie sehen, es geht nicht allein, Herr Berner, und Sie müssen mich also schon mitnehmen!“

„Ich mag aber keine Gefälligkeiten von ... Rotholzen!“

„Oh, ich gehöre ja nicht dazu. Darüber brauchen Sie sich keine Gedanken zu machen. Eine bezahlte Gesellschaftlerin kann Ihnen doch keine Dankeschuld gegen die Herrschaft aufliegen. Kommen Sie nur!“

Er ließ sich kumm und mürrisch führen. Es ging doch schwerer, als er gedacht hatte. Die Hand hatte wieder angefangen zu bluten, wie er fühlte, und die Schulter schwoh immer mehr an, so daß er den rechten Arm kaum bewegen konnte.

Unter Seufzen und halbunterdrücktem Stöhnen erreichte er endlich mit Doonnie das Häuschen. Sie mußte sogar für ihn aufschließen, denn er konnte nun keine Hand mehr gebrauchen.

Doonnie führte ihn und half ihm in das Bett. Dann holte sie Wasser, um ihm Kompressen zu machen und die Blutung an der Hand endlich zu stillen, denn sie sah wohl, daß er schon ganz schwach wurde.

„Nun Ihnen nun besser?“ fragte sie nach einer Weile misseidlich.

„Ich weiß nicht“, murmelte er, „mir ist so sonderbar ... ganz leer im Kopf.“

„Haben Sie keinen Wein im Haus?“ — „Nein — nur Milch ... dort im Schrank.“

Doonnie schloß ihm eine Tasse davon ein.

„Aber allein können Sie nun doch nicht bleiben. Herr Berner, da Sie Ruhe brauchen und Ihre Hände heute nicht gebrauchen können. Wer sorgt denn sonst für Sie?“

„Niemand. Ich selbst.“

„Dann will ich jemand vom Weiler drüber herlocken.“

„Nein, nein“, wehrte er schnell ab, „ich habe nichts zu schaffen mit den Leuten. Sie sind mir alle fremd und mögen mich auch nicht.“ — „Aber ...“

„Geben Sie nur. Morgen ist schon alles wieder gut. Sie haben genug getan an mir. Ich bin auch am liebsten allein.“

Das Klang schroff und unfreundlich, aber Doonnie schloß doch etwas wie Dankbarkeit dahinter heraus.

Sie wechelte noch einmal die Kompressen, stellte dem Alten Milch und ein Licht auf den Tisch neben das Bett und fragte dann: „Haben Sie vielleicht Tiere, die versorgt werden müssen? Ich sah vorhin Hühner drängen.“

„Sie haben genug Futter für zwei Tage. Aber einen Hund habe ich drängen im Hofsäuepen. Ich habe ihn immer bei mir, wenn ich zu Hause bin.“ — „Wird er mich nicht beißen?“

„Nein, er heißt „Fips“ und ist ein gutes Tier. Rufen Sie ihn nur beim Namen, wenn Sie die Stalltür öffnen.“

Doonnie tat, wie er sagte und kehrte mit einem häßlichen, alten Stallpönsler zurück, an dem nichts ansiehend war, als die guten treuen Augen.

Mit einem winkelnden Freudengeheul sprang er zu seinem Herrn auf das Bett.

Doonnie streichelte gerührt sein zottiges, gelbbraunes Fell. „Wie lieb er Sie hat! Sein Blick ist warm, wie der eines Menschen!“

(Fortsetzung folgt.)